

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 34

Artikel: Ein Besuch im Tropeninstitut in Hamburg
Autor: Mohr, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Besuch im Tropeninstitut in Hamburg.

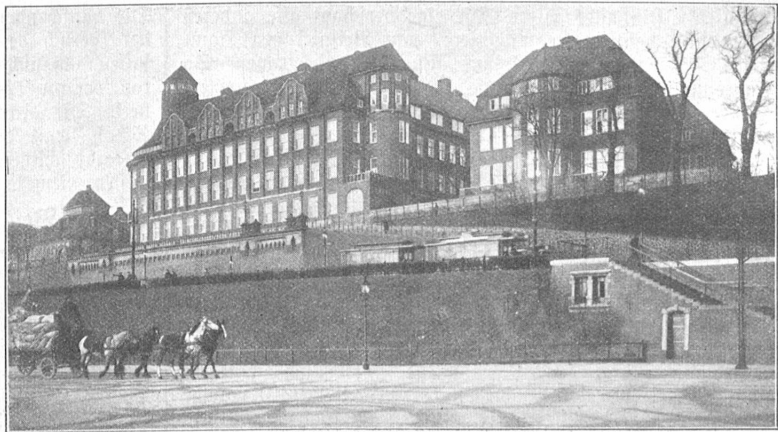
Ueber einhundert Millionen Mark hat außer den etwa neuntausend Toten 1892 die Cholera-Epidemie Hamburg gekostet. Wenn ein Staat jährlich nur einige hunderttausend Mark für ein wissenschaftliches Institut zur Verhütung derartiger Krankheitsfälle und Epidemien ausgibt, kann er dieses nicht nur viele Jahrzehnte für viel weniger als diese Summe unterhalten, sondern er spart in allererster Linie Tausende von Menschenleben.

Aus dieser Erkenntnis heraus wurde im Jahre 1900 das Tropeninstitut gegründet. Der damalige Hafenarzt, Professor Dr. Bernhard Nocht, schuf es und war bis vor kurzer Zeit sein Leiter. Zwar legte er seines hohen Alters wegen dieses Amt nieder, aber der rüstige Herr in den Siebzigern ist immer noch tätig. Er ist der Vorsitzende der Hygienekommission des Völkerbundes und hat in dessen Auftrag im vorigen Jahre eine Indienreise unternommen und in diesem eine Leprosforschungsreise nach Südamerika. Das „Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten“, wie es offiziell heißt, aber ist in den dreißig Jahren seines Bestehens so gewachsen, daß es zwar nicht das einzige, wohl aber eines der bedeutendsten Institute dieser Art auf der ganzen Welt ist, und von überall her kommen Ärzte und Wissenschaftler, um hier etwas über das Wesen und die Bekämpfungsart der Krankheiten zu lernen, die es in Deutschland zum Teil gar nicht gibt, die aber in ihrer Heimat eine schwere Geißel der Menschheit sind oder waren. Daß es diese Leiden hier gar nicht oder kaum gibt, das hat man den Abwehrmaßnahmen der neuzeitlichen Hygiene, den Forschungs- und Lehrstätten und zum großen Teil diesem Institut zu danken, das eines der wichtigsten Bollwerke gegen alle diese Schreden ist.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sr. Sülleborn,
Direktor des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten.

Denn die Tropen und die anderen überseeischen Länder schicken uns nicht nur die Segnungen ihrer Erde, sie



Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg von der Elbe (St. Pauli Landungsbrücken) aus gesehen.

schicken uns auch ungewollt gelegentlich ihre Flüche mit, ihre Krankheiten, ihre Krankheitserreger und Überträger.

Nur der geringere Teil aller der vielen Krankheiten, die es auf der ganzen Welt gibt, kommt in Deutschland und Mitteleuropa vor. Aber viele wiederum von denen, die bei uns nicht vorkommen, sind nicht auf bestimmte außereuropäische Gebiete ausschließlich lokalisiert, sie könnten auch gelegentlich durch einzelne Kranke zu uns eingeschleppt werden. Besonders leicht geht dieser Weg naturgemäß über große Hafensstädte. Das Tropeninstitut, dem auch der Hamburger Hafenarzt angeschlossen ist, ist die große Schutzschranke, die nicht nur Hamburg, sondern ganz Deutschland gegen diese Gefahr behütet, die Stätte, die wissenschaftlich alle diese fremden Krankheiten sowie ihre Bekämpfung erforscht. Denn wichtiger noch als das dem Institut angegliederte Krankenhaus sind die Forschungslaboratorien und seine Lehrtätigkeit. Viele Ärzte, die vor dem Krieg in die Kolonien, die zur Kriegs- und Handelsmarine gingen, wurden hier ausgebildet, weil sie nur hier die Krankheiten vorfanden oder studieren konnten, die zu bekämpfen ihre wichtigste Aufgabe sein sollte. Nach dem Krieg hat sich dieses Bild etwas verschoben. Es waren zuerst vielfach Missionsärzte, die hier vor ihren großen Reisen studierten, und jetzt sind es hauptsächlich ausländische Ärzte, die aus allen Teilen der Welt hierherkommen, um hier die Tropenkrankheiten und ihre Bekämpfung zu studieren, die in ihrer Heimat eine schwere Geißel sind. Hier lehrt man sie, wie sie die Pest bekämpfen, die Malaria, die Cholera, das gelbe Fieber, die Lepra und die afrikanische Schlafkrankheit. Was könnte die Weltgeltung der deutschen Wissenschaft besser beweisen, als gerade dieser Umstand, daß Ueberseer hier die Krankheiten studieren, die es wohl bei ihnen, aber erfreulicherweise nicht bei uns gibt.

Auch Kranke, die in wochenlangen Reisen aus den entferntesten Teilen der Welt hierherkommen, liegen im Krankenhaus des Tropeninstitutes, weil sie einzig von der Wissenschaft deutscher Ärzte Rettung erhoffen.

Viele Erreger schwerer tropischer Krankheiten wurden hier in Hamburg erst entdeckt und die neuen Heilmittel, in denen die deutsche chemische Industrie führend ist, wurden hier erprobt, so Arsenpräparate für bestimmte Tropenkrankheiten, Bayer 205, das Germanin, gegen die Schlafkrankheit und neue vorzügliche Mittel gegen Malaria.

Neben dem Krankenhaus und dem Forschungsinstitut steht noch ein drittes, kleineres Gebäude: das Tierhaus. Es ist „Hamburgs zweiter Hagenbeck“, an Ausmaßen schon ein richtiger, kleiner Zoo, denn er beherbergt einige hundert Tiere. Die Tropenkrankheiten machen es auch der Wissenschaft nicht leicht. Da ist es mit Meerschweinchen und weißen

Mäusen allein nicht getan. Die eine verschont alle anderen Tiere und befällt nur Nagetiere, zum Beispiel den Hamster. Eine andere läßt sich nur auf Affen übertragen. So findet man hier Ratten, Mäuse, Kaninchen, Meerischweinchen, Hunde, Esel, Hühner, Tauben, Hamster, Affen, Schlangen, Kanarienvögel und allerlei anderes Gekier.

Diese Vielfalt weckt eine interessante Diskussion.

Woher, fragt sich wohl oft der Laie, kommt es, daß trotz dem hohen Stand der Wissenschaft es immer noch so viel Krankheiten gibt. Viele Krankheiten, die im Altertum die Menschheit dezimierten, sind fast ausgerottet. Auch viele Tropenkrankheiten, wie das gelbe Fieber, hat man bereits so bekämpft, daß sie heute auf ein ganz geringes Ausmaß zurückgegangen sind. Schafft die Natur denn neue Krankheiten?

Und da sagt der Wissenschaftler „ja“ und die Tiere sind es, die eine Rolle dabei spielen. Heute befällt manche Krankheit nur gewisse Tiere, Ratten, Papageien, Wild, morgen vielleicht ein anderes Tier oder den Menschen. So gibt es Krankheiten, die sich hinauf entwickeln. Sie bedrohen erst das niedere, dann das höhere Tier und schließlich passen sie sich an den Menschen an. Heute noch war er verschont, morgen schon kann ihm eine neue Gefahr durch neue Seuchen entstehen. Das ist wichtig für die Wissenschaft und sie muß auch nach diesen neuen, drohenden Möglichkeiten Ausschau halten, um im Notfalle gleich mit der Abwehr zur Hand zu sein.

So ist das Tropeninstitut nicht nur ein Bollwerk gegen die geschmuggelten Krankheitsgefahren aus Uebersee wie eine Zollbehörde, die nach gepackten Waren forschet, es ist der große, deutsche Ausguckposten der Wissenschaft, der sein Auge in der ganzen Welt hat und die ganze Welt unter sein Mikroskop legt, um alle die winzigen Wesen zu erkennen und von uns zu verbannen, die uns heimtückisch an unsere Gesundheit wollen.

Mario Mohr.

Zwei Skizzen von Gertrud Egger.

Eine Bergnacht.

Man wünschte als Kind, wie das Bündner „Heidi“ aus der schönen Jugendgeschichte schlafen zu können, unter einer Dachlufe über allen Tälern, und mitten im Mondschein.

Die Berghütte, die Euch für eine Nacht aufnimmt, ist samtrot. Sie liegt nah dem Granit und wird knapp von Wiesen umsäumt. Der ewige Schnee schenkt großen Glanz in den Spätabend hinaus. Die Nacht schwingt sich von Zinne zu Zinne. Grauer werden nach einiger Zeit die Wälder, und steiler erscheinen die Wände vor der eindringenden Nacht. Sie haben riesenhafte Fleden, blauschwarz wie Tinte gegossen vom Kamm zur Sohle. Die Luft ist dünn und fliekt in Wellen. Du liebst ihr Fließen, weil die Wände starren. Stein verhält jede Gebärde außer der gigantischen des „Hier bin ich“. Gestein scheint unerschütterlich trotz gewaltiger Wandlung. Luft, Himmel und Wasser sind lösend. Obgleich es Hochsommer ist und heiß noch in diesen Höhen, frierst du und wendest dich nach der Hütte. Eure Hütte gibt kein anderes Lager als Stroh. Die Kameradinnen aus dem nordischen Tiefland jubeln. Ihr geistert herum, tanzt, als sei Walpurgis, bis die einzige Kerze jääh erlischt. Lächer sind auf jedes Lager gebreitet. Zum Rissen wird der Rudersack. Die müden Heidemädchen schlafen. Nur du, die Berglerin, wachst. Die Nacht wird kalt. Raub ist sie nicht. Und nun hebt das große Rauschen an, ringsum in der geweiteten Stille. Es rauscht wie von strömendem Regen, aber am Himmel reihen Sterne sich. Die Bergwände sind geschwunden. Ueber der Welt, unirdisch, hat der Firm so viel Glanz, daß er leuchtet um Mitternacht, unter zunehmendem Monde. Du bist hinaufgehoben in die Höhen, hinaus in den Raum, und wenige Dinge sind es, die dich erinnern an Mensch und Gebirge, an freundliches Erleben und das harte und herrliche Bild des versunkenen Tages.

Die rauschenden Wildbäche im Kreis, die flutende Kälte, der Geruch des Strohes, das sind die Dinge. Die Bäche lassen dich nicht schlafen. Du mußt hordchen auf den Gleich-ton, der die Töne dieser Nacht beherrscht in tosender Dumpfheit. Die Kälte durchdringt dich, daß du erzitterst. Im Stroh liegst du wie ein verprengtes Korn. Was tut's? Es gibt schlimmere schlaflose Nächte. Du möchtest diese nicht missen, niemals missen die tiefe Einsamkeit unter Schlafenden.

Bei Tagesanbruch in der Stadt.

Aus dem verhängten Fenster im hohen Haus scheint das Licht gedämpft hernieder. Es gleicht dem Frühlmorgen selber. In den Straßen zaudert immer noch die Nacht.

Du bist müde, voll Schlaf, während du durch die Straßen gehst, der tiefergelegenen Stadt zu. Das Licht hinter den Fenstern läßt dich wissen, daß andere gleich dir aus dem Schlaf gerissen wurden, daß sie an die Arbeit eilen nach viel zu kurzer Rast. Heute, morgen, durchs ganze Leben gibt es diese kurze Ruhe. Doch was sollten wir klagen? Wir haben noch Arbeit. Arbeit, du Rotschrei von Millionen!

Was wäre unser Leben ohne die stillinnerliche Freude an einer Spazirthe im Glas, an einem harzduftenden Tannast, ohne frechen Tauwind im Frühling und raschegelnde, lühne Wolken am Himmel?

Du sinnst das, während die Vorstadtgärten zur Rechten und zur Linken stumm daliegen. Endlich erreichst du die Brücke, die zu den Gassen hinunterführt. Auch hier liegt noch Ruhe gebreitet. Der Asphalt glänzt. Im Tram sitzen erst wenige Menschen. Etwa eine Frau mit schweren Marktkörben, einem graugrünen Halstuch und mit verfrorenen Mienen. Sie wird daheim in einem ganz kahlen Zimmer leben. Du stellst dir sogar tote Papierblumen zur Seite eines brüchigen Spiegels vor. Du denkst an die Papierblumen und schaut auf die Hände der alten Frau. Die vergaßen ja längst, daß es Grün gibt, Blumen, holde Früchte, und Menschen, die wachsen dürfen, wie eine Pflanze wächst. Die Augen sind wie ausgelöscht. Gehst du auf den Markt, müde alte Frau? So laß mich einen deiner schweren Körbe über die Straße tragen.

Sie sagt im Gehen plötzlich: „Ich habe doch Arbeit. Aber nun sind viele Millionen Menschen ohne Arbeit. Das stand in der Zeitung“. In deiner Erschöpfung denkst du noch so weit vor deine arme Kammer hinaus, du liebe einsame alte Frau. —

Wir trennen uns. Fünf Minuten gingen wir miteinander denselben Weg.

Richtige Beleuchtung der Arbeitsräume im Haus.

Eine zweckmäßige Beleuchtung erleichtert die Hausarbeit in hervorragendem Maße. Sie ist vielleicht etwas teuer, aber im Nutzeffekt doch billiger als eine schlechte und unzweckmäßige Beleuchtung, die die Arbeit der Hausfrau hemmt, die Augen schädigt und Uerger, ja vielleicht Unfälle oder andere Fehlhandlungen verursacht. Eine gute Beleuchtung ist heute geradezu der Wertmaßstab für die Wohnkultur, die in einem Hause zur Geltung kommt.

Korridore und Treppen werden am besten mit Opalglaslampen beleuchtet. Glühlampen ohne Schutz ergeben ein zu grelles und darum starke Schatten werfendes Licht. Die Winkel erhalten zu viel Schatten, Treppentufen werden dadurch geradezu gefährlich.

Auch in den Keller gehört bei Vorhandensein von hellen Wänden eine gut lichtstreuende Opalglaslampe, weil bei gleichförmiger Lichtverteilung die günstige Reflexion der Wände wesentlich zur Gleichmäßigkeit der Beleuchtung beiträgt. Ist der Keller dagegen dunkel, so wird man vortheilhafter vom Tiefstrahler Gebrauch machen.